

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 261.

Dienstag, 7. November.

1916.

Uß Himmelreichs Schlüssel.

[I. Fortsetzung.]

Erzählung von Hans Grimm.

(Nachdruck verboten.)

Frau Etta blieb lange fort bei dem Kinde. Als sie wiederkam, hatte Himmelreich die ganze Zeitung durchgelesen und die Augenlider fingen an ihm zuzufallen. Frau Etta setzte sich an den Tisch und begann ohne Umschweife: „Jetzt weiß ich, was Uß fehlt. Mit Wigen schafft man nebenbei solche Sachen nicht aus der Welt.“ Himmelreich versuchte sich einen Ruck zu geben und aufzupassen. „Uß hat ein zartes Gemüt. Das merkt ein Mann natürlich nicht. Und diese Kinder, diese Kinder haben eben alle das Glück, daß ihr Papa reich ist.“ Himmelreich nickte, es war das erste, das er verstand aus ihrer Aufregung heraus. Er wollte zur Begütigung schnell seinerseits den gewohnten Wunsch aussprechen: „Geld, Geld, Geld, wenn ich mehr Geld schaffen könnte“, und zog schon die Rechte aus dem Ärmel. Frau Etta hob abwehrend die Hand. „Daß das bei uns anders sein muß, ist nicht schön. Es ist gar nicht schön. Jedenfalls ist es sehr begreiflich, daß Uß verdüstert wird, wenn er die glänzenden Spielsachen dieser Kinder sieht. Ich meine, dazu braucht es keinen besonderen Scharfsinn.“ Es entstand eine Pause. Himmelreich dachte: „Soll ich jetzt etwas sagen? Was soll ich jetzt sagen? Ich muß jetzt etwas sagen, sonst schlafe ich ein“, und da verlangte es auch Frau Etta selbst: „Nun, findest du keine Antwort? Interessiert dich Uß nicht? Eigentlich ist doch Uß auch dein Sohn, nicht wahr?“ Es traf Himmelreich so spitz, daß er ganz roch wurde. „Hat Uß keine Festung?“ fragte er. „Hat er keine Soldaten? Hat er —?“ „Ach ja, ach ja, und en Baukasten, und en Theater, und die Soldaten stammen noch von dir, rechne ihm nur ja alles nach, das alte Zeug!“ Himmelreich blieb ruhig. „Liebe Etta, es gibt Jungs für drinnen und Jungs für draußen, und Uß ist einer für draußen, und darum sind ihm keine Spielsachen wurscht.“ Frau Etta wurde giftig? „So, so, ein Junge für draußen. Mit anderen Worten ein Gassenjunge. Wie du dir alles bequem machst. Ich danke dir dafür. Ich will dir sagen, warum Uß das alte Zeug nicht mag, weil er doch jetzt vergleichen lernt. Na, weil er vergleicht und nicht nur die Spielsachen.“ Tränen erstickten ihr die Stimme — — — Himmelreich schlief nicht leicht schlecht, aber in dieser Nacht quälte sich sein Kopf. Er suchte drei auf der Bahn verloren gegangene Milchkannen im Traum, und bald zeterte der Bauer, dem sie gehörten, und bald stand Frau Etta an des Bauern Stelle und erklärte: „Zarwohl, da siehst du es nun Himmelreich, in diesen Kannen steckt das ganze Geld für Uß, und nun wo die Kannen fort sind, bleibst du auch nicht mehr vorstand, und was machen wir dann? Ich sage dir, Uß wird ein Gassenjunge und nächstens läuft er bloßfüßig! Zarwohl und so geht's.“

Himmelreich mußte den Vormittag fortwährend an den dummen Traum denken. Es war ihm schließlich unmöglich, die Verrechnungslisten weiter durchzuarbeiten, da ging er in den Schuppen hinaus. Jemand ein Händler hatte im Lande allerlei Urbäter Hausrat zusammengekauft. Die reichhaltige und seltsame Sam-

lung wurde aus einem einfachen Güterwagen ausgeladen, um mit einem anderen Transport weiter geleitet zu werden. Als man eben zwei alte wunderbar verzierte Schrankkasten ans Licht beförderte, schlüpfte Uß, aus der Schule kommend, in den Schuppen und stellte sich neben den Vater. „Das ist fein“, jubelte er auf, sobald er die Möbelstücke sah, „so ist dem Willi sein Schrank. Sind auch Spielsachen drin? Willi hat 'ne Dampfmaschine drin.“ Himmelreich erschrak und hielt den Jungen fest. „Daß deine Finger von den Sachen, Uß.“ Aber das Kind fuhr eifrig fort: „Wo stellst du den Schrank nun bei uns hin, und den Tisch, Vater, und wo sind die Schlüssel, Vater?“ „Das gehört doch nicht uns“, antwortete Himmelreich, „du fragst törichtes Zeug, Uß. Du kennst doch den Bahnhof.“ Er sah nicht auf den Sohn hinunter dabei; daß er selbst lauter und launischer redete als sonst, merkte er daran, daß die Güterarbeiter von der Arbeit weg nach ihm hinblickten. Da tat ihm sein Bub leid, und er überlegte, wie er ihm schnell eine Freude machen könne. Blötzlich hatte er einen Einfall. Er schien ihm lustig nach dem Ärger und den ungemütlichen Gedanken, und er lachte vor sich hin, und Uß lachte auch.

„Wir wollen erst in das Bureau und dann hinauf. Was?“ Sie gingen Hand in Hand hinein. Im Bureau zog Himmelreich die Mittelschublade seines Pultes auf. Uß machte neugierige Augen. Himmelreich schob ein paar Papiere zur Seite und faßte schmunzelnd zwei alte zusammengebundene Schlüssel mit eigentümlichen Wärtchen und zierlichen Nauten. Sie waren vor Jahr und Tag im Schuppen gefunden worden, ohne daß der Verlierer zu ermitteln gewesen wäre. „Die sind für dich!“ sagte Himmelreich.

Uß wollte fragen: „Machen sie die Schränke draußen auf?“ Doch er erinnerte sich an die Zurechtweisung von vorher, da fragte er unbestimmter: „Wo sind die Kommoden?“ „Das ist es eben“, antwortete Himmelreich und versuchte ein sehr feierliches Gesicht zu machen, „das ist es eben. Diese Schränke, es sind gefüllte Schränke, Uß. Es sind Schränke, gefüllt mit Spielsachen, es sind Bücher darin, auch Kleider und ein Gewehr. . . .“ „Luft?“ unterbrach Uß. „Nein“, sagte Himmelreich, „nein, Flobert oder Schrot. Ich glaube Schrot.“ „Uß“, machte Uß.

„Ja“, sagte Himmelreich, „wenn du nun arbeitest, Uß, feste arbeitest und ordentlich voran kommst, dann sind die Schränke eines Tages da.“

„Wem gehören sie?“ fragte Uß hart und kühl, wie Kinder selten sprechen.

„Wem? Ei dir.“ Himmelreich zog den Jungen heran, und es wurde ihm ganz warm ums Herz, als er eben wirklich ein körperliches und mit Sehnsucht erwartetes Geschenk. „Laß dir nichts weismachen, Uß, wenn es auch lange dauert. Das Quartier, wo die Schränke stehen, ist gerade nicht bewohnt und ich kann vielleicht erst in ein paar Jahren hinfahren. Na, und von selbst kommen solche Schränke nicht die Treppe hin-

unter. Nicht wahr? Die Hauptsache ist doch jetzt, daß du die Schlüssel hast, und daß niemand anders dran kann."

"Ja", sagte Uß und ballte die Faust um die Gabe. "Vater . . . ?"

"Nun?" Himmelreich streichelte seinem Sohne die heiße Wange, "nun?"

"Vater", sagte Uß, "meine Schränke sind doch schöner als die anderen?" "Ei Herrje, hast du schon je so feine Schlüssel gesehen wie deine? Na also, wie die Schlüssel, so der Kasten."

Frau Etta war gar nicht einverstanden mit dem, was sie als eine grobe Täuschung des Kindes empfand, und sobald Uß nachmittags aus dem Hause war, kam sie eigens in das Bureau hinunter, um dem Mann ihre Meinung nicht vorzuenthalten. Aber Himmelreich hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden. Von den langweiligen Listen lagen schon fünf wohlgeprüft und erledigt neben ihm und er fühlte sich sehr gemüthlich. Er hörte Frau Etta, die leise sprach des Schreibers wegen, sehr freundlich an und nickte ein paar Male. Als sie ganz fertig war, sagte er schalkhaft: "Wer weiß aber, Etta, wer weiß?" Frau Etta ließ sich durch einen sorglosen Ton nicht leicht entwandeln. Gewöhnlich zeigte sie ganz unzweideutig, daß sie wohl auf ihrer Hut sei und nicht bestochen werde. Dieses Mal gelang ihr aus irgend einem Grund die herbe Miene nicht recht. "Die Schränke hast du jedenfalls nicht und einen verborgenen Schatz leider auch nicht, oder etwa?" entgegnete sie.

"Als wenn es nun darauf ankäme, Etta!"

"Es kommt darauf an, daß Uß nicht durch Enttäuschung leidet", beharrte sie.

"Das ist es eben", sagte Himmelreich bestimmt, "er wird nicht enttäuscht werden und er hat die Vorfreude gleich." Damit griff er nach einer neuen Liste.

Es gibt keine Mutter, in deren Hoffnungen für ihr Kind nicht gelegentlich die Verge zu wandern anhißen, von kleineren Bemühungen des Weltengottes ganz zu schweigen. Frau Himmelreich machte große veronnene Augen, ihr war auf einmal eingefallen, noch vor dem Widerspruch: "Ich, ich darf das jetzt nicht wegreden. Nur nicht, damit es wahr wird!", und sie sagte langsam: "Ja, richtig, gewiß, ja!" und ging hinaus. Himmelreich war erstaunt, aber er empfand es angenehm, daß er bei guter Laune bleiben durfte. Auch die nächsten Monate waren eine gute Zeit, obgleich der Frühling mit Regenströmen ins Land kam, und Uß fast alle Tage naß wie ein Schwamm zu Hause erschien und alles was er am Leibe trug wechseln mußte, bis auf die zwei Schlüssel, die er an einem alten, goldenen Kinderfettchen der Mutter um den Hals hängen hatte. Uß wurde ein derber Bub.

Im Sommer brachte Uß eine neue Freundschaft mit. "Wo sind die anderen?" fragte die Mutter. "Sie dürfen nicht mehr", antwortete Uß. Frau Himmelreich untersuchte nicht länger: Warum? Aber sie paßte oft auf, wenn die Ruben und Mädchen heim kamen an Gitter und Schranke vorbei, und sie merkte, wie viele stehen blieben und verlangend hinüber sahen, und dann flüsterte sie wohl hochmüthig: "Was können die armen Kinder dafür? Es ist eine dumme, eingebildete Gesellschaft hier in den Villen, und dabei liegen diese Jungen noch jeden Moment auf der Nase!" Wenn schließlich Uß heranmarschierte, immer an der Spitze eines Schwarmes, versteckte sich Frau Himmelreich hinter den weißen Vorhängen. Um Uß blieben die Kinder erst recht stehen. Wie junge Männer um ein hübsches, junges Mädchen, erinnerte sich Frau Etta, oder wie Offiziere nach dem Manöver um den General. Auch was schon die Straße hinauf war, kam oft zurückgelaufen. Uß erzählte manchmal lange, und zuweilen zog er am Hals die Schlüssel heraus; dann schloß sich die ganze, kleine Gesellschaft so hart an ihn wie Bienen an die Königin. Frau Etta konnte ganz deutlich bemerken, daß Uß die Schlüssel sehr fest hielt, während sie mit Eifer, Bewunderung und Respekt von allen betastet und betrachtet wurden. Sie sah das gar nicht ungern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldgaben in Straßburg.

Die Goldsammelstelle im alten Rohan-Schloß hatte sich in ganz Straßburg keinen schöneren und stimmungsvolleren Platz aussuchen können. Dem Schloß gegenüber ragt hoch und still das deutsche Münster auf, herrliche gotische und Renaissancebauten gliedern sich ihm an, und schmale frumme Gassen mit lieben, müden Fachwerkhäusern laufen nach allen Seiten, wie kleine muntere Bäche hinunter zu den Stäben und den großen Verkehrsadern der modernen Stadt. Aus allen Himmelsrichtungen, aus den neuen und aus den alten Vierteln finden sich hier auf diesem Platz die opferfreudigen Vaterlandsfreunde wieder.

An alle Herzen war der Ruf ergangen: Heraus mit dem Gold! — in flammenden Plakaten hatten es die Ritschfäulen verkündet — die Zeitungen hatten mit schwarzer Druckfarbe lebenswarme Worte geschrieben. Und die deutschen Frauen hatten verstanden. Die Daheimgebliebenen wollten nicht hinter dem Opfermut der todesmutigen Truppen zurückbleiben. An Schmutz sein Herz hängen, wo die draußen ihr Blut vergossen? In hübsch geschlossenen Kästern zwischen Watte und Seidenpapieren sein Gold verwahren, wo die Lieben und Liebsten bei Tag und Nacht ihr Leben wagten? So begann man auch in Straßburg in allen deutsch gesinnten Familien die alten Schatullen und Kästchen aufzuschließen und ihnen alles zu entnehmen, was das Vaterland brauchen und was man frohen Herzens geben konnte. Da waren manche schwer goldene Stücke aus Großvaters- und Urgroßvaters Zeit, manch funkelnde Brillanten, die vornehm schlanke Hände geschmückt hatten. Manchmal ging ein Zagen und Zögern durch das Herz — liebe Erinnerungen, Familientraditionen knüpften sich an dies und an jenes Stück —, aber schließlich wanderten sie doch in das Säckchen, das zur Goldsammelstelle getragen werden sollte. Ganz wie 1813, wo die Frauen ihre Haare und ihr Gold opferten! Das hatte man als Kind aus Bilderbüchern gelernt und sich später in der Schule dafür begeistert, und jetzt war man selber mit dem Erleben an der Reihe!

Auch in den elsfässischen Häusern mit ihren alten Barockfenstern und vornehmen Marmorkaminen aus der Franzosenzeit wurde eifrig in den Schmutzfächern gesucht, und die sehen Louis XVI.-Spiegel mit den zierlichen Vergoldungen gaben manches Bild von deutscher Vaterlandsliebe wieder, das garricht in den Rahmen der französischen Revanchepolitik passen wollte. Der Krieg hat auch hier ehrlich und reinlich geschieden und aus den deutsch gesinnten Elsfässern Vaterlandsfreunde gemacht, die an Opferfreudigkeit in nichts hinter den Altdeutschen zurückstehen. So sind aus diesen Häusern viel fröhliche Geber entstanden, die sich in der Goldsammelstelle mit den Altdeutschen zusammenfinden.

Auch in der Sammelstelle erinnert alles an die bekannten Bilder aus der Zeit der Freiheitskriege. Die Trachten sind andere geworden, die Gewohnheiten haben sich geändert, aber die Menschen sind die gleichen geblieben. Sie drängen sich in einem herrlichen alten Barocksaal um einen langen Tisch, an dem freundliche Herren sitzen, die über die abgelieferten Gegenstände Buch führen. An anderer Stelle wird auf feinen Wagen das Gold gewogen, die Edelsteine werden sorgsam geprüft, und an der Kasse wird den Abliefernden der Wert der Schmuckgegenstände in Papierscheinen ausgezahlt. Das geht alles so still, man möchte fast sagen, andächtig zu. Auf allen Gesichtern liegt derselbe gütig-ernste Zug — reiche Menschen kommen mit schweren Uhren und kostbaren goldenen Ketten; sie legen auch Perlen und Diamanten, alte Medaillons und wertvolle Armbänder auf den Tisch, Dicht neben ihnen drängen sich die Geber aus bescheidenen Verhältnissen, die ihren Schmuckkasten einige wenige, aber um so wertvollere Broschen und Ringe entnommen haben — das sind, wie bei der Kriegsanleihe, die Spargroschen, die zusammenlaufen, und Millionen ergeben. Auch einen ganz einfachen Mann aus dem Volk sah ich mit zwei Ohrringen dastehen — er war rührend in seiner Unbeholfenheit, und die Erzellenz hinter dem Tisch, die ihm die Gabe abnahm, dankte ihm, als habe er den kostbarsten Diamanten gebracht.

Dann tritt man wieder hinaus in den rauhen Herbsttag. Die Wege trennen sich. Die einen fahren in bornehme Viertel, die anderen in frumme Gäßchen und verschwegene Höfe zurück. Ein kalter Nordost reißt den Bäumen am Münster die letzten Blätter vom Leib. Just ein Wetter zum

Grüßeln und Traurigsein. Und doch liegt in den Herzen der Heimkehrenden ein Gefühl von Glück und Zufriedenheit, das Bewußtsein, an seinem kleinen Teil zur großen Sache mitgeholfen zu haben.

H. Scheide.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Ein lebendiger Händerfaß. Die hervorragenden Leistungen der deutschen Chirurgie in diese Kriege werden in der Geschichte der Medizin dauernd ein besonderes, für die deutsche Wissenschaft rühmliches Kapitel bilden. Zahllos ist die Menge der Konstruktionen, die dazu dienen, den Amputierten einen Ersatz für verlorene Gliedmaßen zu bieten, der ihnen über den Verlust hinweghelfen soll, so weit es überhaupt möglich ist, Kunstmittel an Stelle der Natur zu setzen. Doch so sinnreich die verschiedensten von deutschen und österreichischen Operateuren, Orthopäden und Technikern geschaffenen Rekonstruktionen von Arm- und Beinprothesen bisher waren, so fehlten sie doch immer einen aus totem Material gebildeten Mechanismus in Gebrauch. Über eine ganz neue Erfindung auf dem Gebiete des Gliedmaßenersatzes berichtet nunmehr die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“, über eine Erfindung, deren praktische Durchführbarkeit durch eine Operation bewiesen wurde, die der Oberstabsarzt und Obermedizinalrat Dr. Walcher, ausführte. Und zwar handelt es sich um einen lebendigen Händerfaß durch Schaffung eines neuen Gelenkes. Dr. Walcher ging dabei von der Forderung aus, daß nur diejenige künstliche Hand etwas wirklich Vollkommenes zu leisten vermag, die dem Zusammenwirken von zwei Faktoren Rechnung trägt, nämlich sowohl dem Empfindungs- wie auch dem Bewegungsvermögen. Die Operation führte zu dem Ergebnis, daß bei einem Mann, dessen rechte Hand amputiert worden war, aus der Armspeiche ein neues Glied gebildet wurde. Zu diesem Zweck wurde die Haut vom Stumpf des Ellenbogenknochens bis zum Ellenbogen selbst samt den darunter liegenden Weichteilen bis auf den Knochen getrennt und dann vom Knochen nach außen hin abgeschält, und hierauf wurden 5½ bis 6 Zentimeter des Ellenbogenknochens durch Sägechnitt abgetrennt. In derselben Höhe des Stumpfes, wo künftig die neue Gelenkstelle sich befinden sollte, wurde ein 3 Zentimeter langer Längsschnitt durch die seitliche Hautbedeckung der Armspeiche bis auf den Knochen angelegt. Es war also in der Nähe des Amputationsstumpfes eine neue Gelenkspalte entstanden, in die ein mit der Fettschicht zusammengelegtes, also doppeltes Stück einer dem Oberschenkel entnommenen Bindegewebehaut eingezogen und mit Nähten an den umgebenden Weichteilen befestigt wurde. Hierauf wurden sämtliche Beuge- und Strecksehnen des Armes an das am Amputationsstumpf neu entstandene Glied geschlossen und dann die Hautwunde geheilt. Auf diese Weise hatte der Amputierte an der Stelle, wo die Hand abgenommen worden war, ohne jedes Hilfsmittel aus totem Material, ein neues Gelenk und somit ein bewegliches Glied erhalten, sozusagen einen künstlichen Daumen. Dieser künstliche Daumen, der die neue Hand des Patienten darstellt, kann auf natürliche Weise willkürlich gedehnt und gestreckt werden. Außerdem können die Bewegungen mit ganz ungewöhnlicher großer Kraft ausgeführt werden, da alle Beuge- und Strecksehnen auf dem Stumpf zusammenlaufen. Um diese lebendige künstliche Hand vollkommen zu machen, kommen zwei Prothesenkonstruktionen als Ergänzung in Betracht. Damit das neu geschaffene, daumenartige Glied greifen kann, ist ein Gegenlager nötig, und hierzu wird ein in einer Achse drehbares Widerlager verwendet. Durch Drücken des Kunstgliedes gegen dieses feste Widerlager kann der Amputierte jeden Gegenstand ergreifen und festhalten. Andererseits kann man auch eine Hand mit beweglichen Fingern anbringen, bei welcher das neue Glied mittels Seils zur Bewegung der Finger dient. In beiden Fällen hat der Hand Beraubte ein mit Streck- und Beugebewegung ausgestattetes, im Gegensatz zu allen Prothesen fehlendes Greiforgan, mit dem er sowohl kleine und leichte, wie auch schwere und große Gegenstände willkürlich aufnehmen, halten und wieder loslassen kann. Durch diese Operation hat Dr. Walcher den Grund gelegt für die Schaffung neuer Gelenke an Stellen, wo bisher kein Gelenk war. Und dies eröffnet dem Gliedmaßenersatz ganz außerordentliche Möglichkeiten.

Die juristischen Folgen des Weltkrieges in der Schweiz. Daß die Wirkung des gegenwärtigen Krieges sich nicht auf die Beteiligten selbst beschränkt, sondern auch die verschiedensten Zweige des öffentlichen Lebens in den neutralen Ländern sehr fühlbar beeinflusst, geht aus dem Beispiel der Schweiz hervor, deren Kriegsgesetzgebung, nach den von dem Züricher Rechtsanwalt Dr. Ed. Ruhn mitgeteilten Einzelheiten in der „Deutschen Juristen-Zeitung“, vieles mit den Gesetzen in den kriegsführenden Ländern gemeinsam hat. Bereits am 3. August 1914 ließ sich der Bundesrat von der Bundesversammlung eine Vollmacht ausstellen, um die Kriegsgesetze erlassen zu können. Ebenfalls gleich zu Kriegsbeginn wurden in der Schweiz Ausfuhrverbote bekanntgegeben. Auf dem Gebiete des Zivilprozesses wurden wichtige Veränderungen vorgenommen, so der Aufschub der Konkursöffnung und der Aufschub von Pfändungen für den Fall, daß der Schuldner sich verpflichtet, monatliche Ratenzahlungen von mindestens ein Achtel der Betreibungssumme zu leisten. Eine Besonderheit der Schweiz stellen die zum Schutz der Hotelindustrie während des Krieges angeordneten Maßnahmen dar. So wurde Stundung für Zinsen und Rückzahlung von Kapitalien gewährt, für die das Hotel als Grundpfand haftet. Dies gilt für alle Fälle, in denen der Krieg den Geschäftsrückgang des Hotels verursacht hat und eine Rückkehr zum Normalen im Frieden anzunehmen ist. Auch für Erfindungspatente und gewerbliche Muster und Modelle wurden gewerbliche Kriegesbestimmungen erlassen. Ebenso hat der Krieg zur Anhebung der Einsetzung von Kommissionen für die Untersuchung und Vermittlung von Arbeiterlohnforderungen Veranlassung gegeben. Auch die Vorschriften über Arbeitsdauer, Nacht- und Sonntagsarbeit unterscheiden sich kaum von denen in einem kriegsführenden Lande. Desgleichen sah die Schweiz sich genötigt, mit besonderen Gesetzmitteln gegen den Lebensmittelmangel vorzugehen. Schließlich wurde auch der Geldverkehr kriegsgemäß ergänzt. Die Schweizerische Nationalbank gibt Banknoten im Nennwerte von 20 Franken heraus, und seit dem 5. August 1914 darf die Ausgabe von Banknoten in Abschnitten von 5 Franken stattfinden. Ein Beschluß vom 14. August 1914 setzte Bundesbankenscheine mit gesetzlichem Kurs in Umlauf, und eine Darlehnskasse gibt Darlehnsbankenscheine im Werte von 25 Franken gegen Faustpfänder heraus. Auch von einer Kriegsteuer blieb die Schweiz nicht verschont, und zwar handelt es sich um einen Satz von 1–15 Prozent des Vermögens und ½–8 Prozent des Einkommens. Diese wenigen Beispiele zeigen, daß die neutrale Schweiz Vorkehrungen treffen mußte, als ob sie selbst im Kampfe stände.

Der Kunstkenner. Daß die Expressionisten und anderen Zukunftsmaler in Frankreich sich durch den Krieg nicht in der Herstellung ihrer sonderbaren Kunstwerke stören ließen, beweist das folgende in Pariser Blättern wiedergegebene Gespräch: Ein Käufer besuchte eine Bildergalerie und ließ sich von einem Angestellten die neuesten Gemälde zeigen. Er staunte ersichtlich immer mehr und konnte sich schließlich vor einem besonders phantastischen Kunstwerk nicht der Frage enthalten, was das Bild eigentlich darstelle. „Das weiß ich nicht“, erwiderte der Angestellte, „ich bin nämlich selbst erst seit einer Woche in diesem Laden.“

Soldatenheimarbeit unter dem Feuer russischer Geschütze. Nun bin ich mit unserem Heim da, wo mich meine Wünsche immer schon hingezogen haben, an der Front. Alles um mich her deutet darauf hin. Hier ist nicht mehr Etappe — hier ist Front — ja, noch mehr, hier ist der Krieg. — An den Übergängen die Tafeln! Wer weiter geht, wird erschossen! — Abends auf den Straßen Posten mit aufgezogenem Seitengewehr. „Halt, wer da?“ und schon strecken sich zwei Gewehre dem Passanten entgegen. Das Feldgeschrei und die Parole werden ausgetauscht. Von meinem Fenster aus sehe ich weit hinüber, und dort, wo der Wald beginnt, da liegt der Feind. Eines Tages besuchte er uns auch. Ein Flieger kam herüber. Tack-Tack-Tack — begrüßten ihn die Maschinengewehre. — Wum-wum-wum — antworteten die Abwehrgeschütze. In kühnem Fluge kam er über uns daher und dann brachte es, daß alle Scheiben klirrten und das Trommelfell krachte, eine Bombe, zwei, drei und noch eine. Leider wurde er nicht heruntergeholt. — Aber es kam noch anders. — An einem prächtigen, sonnigen Herbstnachmittag — pfeift es über mir, und gleich danach folgt ein gewaltiger Krach. Die Russen beschießen uns! Zunächst glaubt's keiner — als dann ober Schuß auf Schuß rechts und links vor uns und hinter

uns losgeht, da wukten wir Bescheid. Also runter in unsern bombensicheren Keller. Mächtige Wände, gewölbte Decken und starke Pfeiler, da kommt so leicht nichts durch. — Unsere Artillerie blieb die Antwort nicht schuldig. Sobald das Ziel festgestellt, gab's die Quittung, und es dauerte nicht lange, dann schwiegen drüben die Geschütze. Am nächsten Tage artilleristisches Fliegergeschiesßen! Unser Doppeldecker hoch in den Lüften. Hinüber, den Rußkis Besuch abgestattet! Wumm! die erste — Wumm — die zweite Bombe fällt! Schwarze Rauchsäulen zeigen genau die Einschlagstellen. Er kehrt um — holt sich von der Beobachtung Informationen und fährt wieder zu den russischen Stellungen. Dies wiederholt er so 15—20mal. Die so schön nebeneinander aufgebauten Bomben werden ihre Wirkung nicht verfehlt haben. — Vor kurzem gab's wieder Artilleriefeuer von unserer Seite, so wie wir es noch nicht gehört hatten, die Russen antworteten mit sämtlichen Batterien immer salbenweise. Granaten und Schrapnells plakten. Dann schwieg die Artillerie. Man hörte Infanteriegewehre knattern. Wir wukten Bescheid! Unsere Feldgrauen waren an der Arbeit, die drei Stützpunkte der Russen sollten genommen werden. Und was befohlen, wird auch ausgeführt. Selbstverständlich wurden sie alle drei genommen, vernichtet und gesprengt. Zwei Minenwerfer, 1 Maschinengewehr und 1 Gefangene waren die Beute. Auf unserer Seite nur drei Leichtverwundete. So erhielten wir und unser Soldatenheim die Feuerrunde. Geschadet hat uns die Schießerei nichts. Wir blieben alle verschont. Seitdem wir aber unter russischem Artilleriefeuer gestanden, ist uns der Platz und die Arbeit im Heim noch einmal so lieb, und unsere Soldaten danken uns den Dienst durch sehr regen Besuch. E. P.

Der junge Flieger. Von dem östlichen Kriegsschauplatz wird uns geschrieben: Vor einiger Zeit kam er an. Ein blutjunges Menschenkind. Neunzehn Jahre alt. Er steuerte seinen Fokker wie nur einer. Aber — es bot sich leider keine Gelegenheit zu zeigen, was er als Kampfflieger leisten konnte. So mußte er, im Verein mit der in der Nähe aufgestellten Abwehrkanone, lange Zeit vergeblich auf Betätigung harren. Es kam keiner von den russischen Vögeln herüber. Wie oft war unser Flieger schon drüben, hatte die Russen in ihren Nestern besucht. Der Gegenbesuch blieb aus. Unser Flieger war wütend. Da, eines Tages hörten wir das Surren von Propellern über uns. Da war auch schon die Meldung von vorn: „Flieger in Sicht. Nicht schießen Abwehrkanonen.“ Und sie schossen nicht. Unser Flieger aber machte sich fertig. Ohne Hast, mit einer unwahrscheinlichen Ruhe bei seinen 19 Jahren. Wie waren aufgeregt wie er. Der Russe fühlt sich sicher, steigt tiefer herunter. Unser Flieger erklettert seinen Fokker. Der Motor läuft an; Abfahrt. Langsam, sicher schraubt sich der Deutsche hoch. Immer höher. Jetzt ist er bereits über dem Russen. Aber noch höher klettert der Fokker. Viele Gläser verfolgen ihn. Noch mehr Augen hängen an den beiden Punkten oben im Blau. Was wird geschehen? Kommt der Russe in Schußweite? Der fliegt jetzt etwas aus der Richtung. Er scheint ein bestimmtes Ziel bei uns da unten zu suchen. Er fliegt den Deutschen davon. Gemach! Unser Flieger läßt sich nicht narren. Er folgt. Jede Sekunde steigert die Spannung. Jetzt ist der Fokker ganz dicht aufgerückt. Das Todesziel beginnt. Mattata, singt das Maschinengewehr des Deutschen. Dann wieder Ruhe. Der Fokker zieht eine kleine Schleife, dann tönt es wieder: „Mattata ta ta!“ Diesmal etwas länger: „Mattatatata.“ Eine mächtige weiße Wolke steigt aus dem russischen Flugzeug gen Himmel. Für einige Augenblicke entschwindet es uns. Dann sehen wir es langsam niedergehen. Der Fokker aber saust in möglichst steilem Gleitflug herunter. Im Siegergefühl. Hurra! Die zwei Russen landen später. Beide Offiziere sind verwundet. Das Flugzeug ist noch ziemlich intakt. Unser Flieger zählt die Treffer. 17 Schuß hat er abgefeuert. 15 davon haben getroffen. Das Eisenkreuz, das ihm Prinz Leopold noch am Abend angeheftet, hat ihn nicht so gefreut wie die 15 Treffer. . . 19 Jahre ist er, unser junger Flieger! (Zens. Blin.)

Die größte Suppe der Welt. Anlässlich des begreiflichen allseitigen Interesses, das heute der Ernährungsfrage entgegengebracht wird, soll auch nicht die „größte Suppe der

Welt“ vergessen werden, deren Zusammensetzung und Eigenschaften Wilhelm Bölsche auf außerordentlich anschauliche Weise im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ darlegt. Die größte Suppe der Welt ist kein künstliches Gebräu und brodeln in keinem Kochtopf, sondern sie ist einer der bedeutungsvollsten Teile der Natur selbst, nämlich das Meer. Schon oft wurde in wissenschaftlichen Kreisen die Nährkraft des Salzwassers im allgemeinen und des Meeres im besonderen erörtert. Welche Rolle das Meer als nahrhafte Suppe spielt, kann man z. B. beim Riesensqual beobachten, der sich einfach dadurch nährt, daß er sein ungeheures Maul mit Meerwasser füllt, dann die Blut durch seine Fischbeinarten wieder abfließen läßt und den zurückbleibenden ausgefieberten Suppeninhalt, nämlich Kaviar, den wichtigsten Kaviar und Mollusken verschlingt. Dieses Beispiel allein zeigt deutlich, mit wieviel Berechtigung das Meer als nahrhafte Suppe betrachtet werden kann, da der Squal bei ausschließlich derartiger Ernährungsweise bis zu 100 000 Kilogramm schwer wird, wobei er allerdings nicht weniger als 1200 Liter Wasser braucht, wenn er sich einmal den Magen füllen will. Doch der geschilderte Inhalt des Meeres gibt ihm noch nicht völlig die Berechtigung für den Suppentitel, da er ja aus Lebewesen besteht, die wieder selbst aus dem Meere ihre Nahrung beziehen. Diese kleinen Meerestiere leben zum Teil davon, daß sie sich untereinander verzehren, denn so winzig sie auch sein mögen, sind sie in ihrer Art doch wilde Raubtiere, andererseits aber sind sie auch Pflanzenfresser, und der pflanzliche Inhalt des Meeres ist es, der es erst recht eigentlich zur Suppe macht. Die Pflanze vermag bekanntlich, wozu kein Tier fähig ist, fortwährend selbst Nährstoff aus den Elementen der Natur aufzubauen, aus Luft, Wasser und Erde. Dies ist wenigstens von den auf dem Lande wachsenden Pflanzen allgemein bekannt und muß auch — mit gewissen Unterscheidungen — von den Pflanzen des Meeres gelten. Jeder kennt die Tangpflanzen, die durch Stürme an das Ufer geworfen werden und um viele Fesslandränder geradezu unterseeische Urwälder bilden. Dies ist, was Bölsche den sichtbaren Kohlenhalt der größten Suppe der Welt nennt. Dieser Inhalt findet sich aber nicht nur am Rande des gewaltigen ozeanischen Suppentellers, obwohl in der Keller- oder besser Meeresmitte für uns keine Pflanzen sichtbar sind. Da aber gerade dort das Tierleben sich äußerst reich entfaltet, müssen auch dort Pflanzen vorhanden sein, und zwar sind es nicht greifbare Tangblätter, sondern sozusagen Wolken aus mikroskopisch kleinen, schwimmenden Einzelpflänzchen. Aber das Meer hat nicht nur eine Mitte, sondern auch stellenweise eine außerordentliche Tiefe. Auch in die tiefsten Tiefen reicht das Tierleben hinab, wo sich den Pflanzen bald eine Schranke bietet, da sie ja nicht ganz ohne Licht leben können, in eine gewisse Meerestiefe aber auch nicht der allerdünnste Lichtschimmer mehr zu bringen vermag. Hier kann der Meeressuppeninhalt nach Bölsche am besten als „toter Küchenabfall“ bezeichnet werden. Der zerfahrene und verschwommene Pflanzenabfall, meinte man, sinke hier hinab und übernehme die Ernährung. Dem wurde aber entgegen, daß bei einer gewissen Tiefe dieser Abfall völlig aufgelöst sein müsse. Diese Theorie verfolgend, stellte schließlich der Forscher Büttner fest, daß die Wassertiere in den entferntesten Untiefen sich von einer Meeressüßigkeit erhalten, die im Wasser selbst von Hause aus vorhanden ist. Demnach wäre der Ozean sozusagen als ein Magen mit Magensaft zu betrachten. Woher aber stammt dieser nährende Saft? Untersuchungen des Seewassers haben auch bei größter Klarheit einen gewissen Prozentsatz von Eiweiß und einer zuckerartigen Lösung, also von den wesentlichsten Nährstoffen, ergeben. Als Zuckerfabriken zur Produktion dieses Zuckers sind nun wieder die Pflanzen zu betrachten. Dies ist die vollkommen neuartige „Nationalökonomie“ des Meerwassers, die Büttner vertritt. Andere Forscher, wie Hensen in Kiel, haben diese Meinung abgelehnt und sind der Ansicht, daß vielmehr das Ernährungsbedürfnis der Wassertiere sehr gering sei und die Tiere wohl nicht Magen, Darm usw. hätten, wenn sie vom Verschlucken des Wassers lebten. Wenn auch also die große Suppenfrage noch nicht ganz gelöst ist, so zeigt sie doch, welche umfassende Proviantquelle das Meer bietet. Viele Forschungen werden noch nötig sein, um diesen Suppentopf auch für den Menschen tollkühnlich auszuheben.